

(Nachdruck verboten.)

28]

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Warum sind Sie so bestürzt?“ fuhr sie fort. „Was ich gesagt habe, entspricht gewiß nicht dem, was Sie erwarteten. Aber was wollen Sie, man muß mich einmal nehmen, wie ich bin, mit meiner Einfachheit und Aufrichtigkeit. Wenn ich Ihnen gestattete, mir eine schöne klassische Liebeserklärung zu machen, und Ihnen mit einer nicht minder schönen klassischen Verteidigung antwortete, so wäre das Heuchelei, Possie, und nichts Verabsehene ich mehr. Darum antwortete ich Ihnen offen und ohne Zögern, daß ich Sie liebe, und darum nahm ich auch ohne weiteres die Hand an, die Sie mir darboten. Aber eben deshalb sagte ich auch soeben zu Ihnen: Und jetzt? Sie sind darüber verblüfft. Es ist aber notwendig, daß wir einander verstehen und daß Sie begreifen, daß ich nicht Ihre Geliebte werden kann. Hatten Sie dies gehofft? Ich weiß es nicht. Aber ebenso wie ich vor Ihnen meine Liebe erklärt habe, ebenso will ich auch hierin keine Zweideutigkeit obwalten lassen, das wäre Koketterie und nicht ehrlich. Wenn Sie daraus, daß ich Sie liebe und Sie mich, ein Recht auf meinen Besitz ableiten wollen, so müssen Sie Duffel verlassen und wir einander nicht wiedersehen, denn diese Hoffnung werde ich nicht verwirklichen. Wollen und können Sie im Gegenteil sich mit der Liebe, die ich für Sie hege, begnügen, so müssen Sie bleiben und wir müssen Vorkehrungen treffen, damit ich Ihnen alles gebe, was ich Ihnen geben kann, das heißt mein Herz, meine steten Gedanken, mein Leben.“

„Aber welche Frau sind Sie doch,“ rief er, „daß Sie in dem gleichen Atemzuge den glücklichsten und den unglücklichsten Menschen aus mir machen!“

„Eine aufrichtige Frau, die Sie liebt, Sie anbetet, und gerade deshalb so zu Ihnen spricht. Was ich gewesen bin, bevor ich Sie kennen lernte, habe ich nicht erst zu sagen: ich befand mich in einem unvollkommenen, niedrigen Zustand; ich war eine Art von bösem Tier und wäre es geblieben ohne Sie. Aber Sie sind gekommen; wir haben einander lieben gelernt, und Ihre Liebe, unsere Liebe hat Ideen und Gefühle in mir wachgerufen, die ich nicht ahnte, eine Seele, die ich zuvor nicht besaß. Glauben Sie es mir?“

„Wie sollte ich nicht? Bin ich nicht selbst jetzt ein anderer, als bevor ich Sie liebte?“

„Sie waren ein wackeres, braves Herz, voll der Tugenden der Jugend: aufrichtig, edelmütig, enthusiastisch, vertrauensvoll, und das sind Sie geblieben. Ich aber bin nichts von alledem gewesen . . . und bin es auch jetzt noch nicht!“

„Wie können Sie nur so etwas sagen!“

„Ich sage es, weil es wahr ist und weil ich mich verpflichtet fühle, Ihnen zu enthüllen, was ich bin, um Ihnen zu zeigen, daß ich es nicht sein will: ich bin Ihrer unwürdig.“

„Aber Sie wissen nicht, was Sie sagen!“

„Es ist die Wirklichkeit, lieber Freund, und sie macht mich unglücklicher, als ich Ihnen beschreiben kann; was mich vollends niederdrückt, ist, daß ich sie Ihnen aufzwingen muß.“

Er beteuerte mit feurigen Worten, daß er, was sie sage, nicht für möglich halte, aber sie verharrte mit zärtlicher Standhaftigkeit darauf, daß sie nicht die Seine werden könne.

„Wenn aber eines Tages,“ so schloß sie die Unterredung ab, „die Hindernisse, die sich zwischen uns erheben, verschwinden, wenn es mir möglich ist, die Frau zu werden, die ich sein will und die ich sein muß, damit meine Liebe der Ihren würdig sei, so brauchen Sie mir Ihre soeben ausgesprochenen Worte zu wiederholen und ich werde von selbst in Ihre Arme sinken, die glücklichste aller Frauen, wie ich jetzt die unglücklichste bin.“

VII.

Das Hindernis, das sich zwischen ihr und ihrem Geliebten emporrichtete und sie verhinderte, in seine Arme zu sinken, war ihr Verbrechen, das für sie erst an dem Tage ein solches geworden war, an welchem sie wahrnahm, daß Mederic

sie liebte und daß auch sie für ihn eine ihr bis dahin nie gekannte Liebe fühlte.

Bis zu jenem Tage hatte sie die Verantwortung für ihr Verbrechen ganz auf La Vaupalière geschoben; sie hatte sich eingebildet, sie habe es ausschließlich um seinetwillen begangen. Von dem Tage an hingegen, wo ihr die Liebe ein neues Seelenleben eröffnet hatte, war sie sich dessen bewußt, daß sie die Verantwortung mit ihm zu teilen habe, daß sie seine Mitschuldige sei. Sie sprach also ganz aufrichtig, als sie ihrem Anbeter erklärte, sie sei seiner unwürdig. Wäre er ein Mann vom Schlage La Vaupalières gewesen, so hätte sie sich ihm hingegeben; aber sie bewunderte sein wackeres Herz, seine ehrenwerte Gesinnung, und darum hatte sie das Gefühl, daß sie ihm seine Achtung bewahren müsse, bis sie eine andere, bis sie seiner würdig geworden wäre.

Sobald sie diese Idee einmal erfaßt hatte, vertiefte sie sich in dieselbe mit gewohnter Leidenschaftlichkeit immer mehr; schon in ihr erblickte sie eine Art von Sühne und Rehabilitation. Eine gewöhnliche Frau würde unter den gegebenen Umständen nur auf ihre Liebe gehört und ihr blind gehorcht haben; Hortense widerstand der ihrigen, weil dieselbe über das Niveau des Gewöhnlichen emporragte.

Allerdings mußte es andererseits einer so leidenschaftlichen Frau schwer fallen, sich dem, den sie liebte, zu verjagen. Auch hatte sie qualvoll mit sich zu kämpfen, als sie den zarten, schönen Jüngling vor sich auf den Knien sah, und als sie dann allein war, und sich die Scene nochmals im Geiste vorführte, mußte sie sich sagen, daß sie eine solche Situation nicht ihr ganzes Leben lang zu ertragen vermöchte. Sie empfand zwar einen gewissen Stolz über die Standhaftigkeit, die sie in der Ueberwindung ihrer selbst bewiesen, und über den Einfluß, den sie auf Mederic ausgeübt und dem er willig gehorcht hatte. Allein war sie dessen sicher, daß der Konflikt immer den gleichen Ausgang nehmen werde? Das hing von Umständen, von Zufällen ab; Mederic konnte ein anderes Mal rührender oder dringender sein; sie konnte sich in einem Augenblick des Vergessens hinreißen lassen — und dann wollte sie aus der Unwürdigkeit, die sie jetzt von ihm trennte, ausgerichtet dastehen.

War das so unmöglich? Giebt es nicht für jeden Fehltritt eine Vergebung? Wenn sie eine solche erlangte, dachte sie, so würde sie dadurch Mederic's würdig werden.

Dieser Idenengang machte den Entschluß in ihr rege, zur Beichte zu gehen. Sie wollte dem Abbé Charles ihr Verbrechen bekennen; er würde ihr eine Buße auferlegen; sie würde dieselbe, wie hart sie auch sei, ausführen, und die Sache würde zu Ende sein.

Als sie zu dieser Schlussfolgerung gelangt war, überlegte sie keinen Augenblick, daß es eigentlich eine sonderbare Moral sei, für ein erstes Verbrechen Buße zu thun, nur um mit gutem Gewissen ein zweites begehen zu können; sie war voller Hoffnung und dachte mir daran, so rasch als möglich die Absolution zu erlangen.

Wenn sie zur Beichte gehen wollte, so pflegte sie ihrem Onkel Gibourdel zu schreiben, daß sie kommen und mit ihm zu Mittag essen werde und daß er dem Abbé Charles ihre Ankunft anzeigen möge. Sie schrieb also den Brief und ließ einen Wagen nach Thuit bestellen.

„Du willst nach Thuit fahren?“ sagte La Vaupalière, der gehört hatte, wie sie dem Dienstmädchen den Auftrag erteilte.

„Ja; steht dem etwas im Wege?“

„Nichts. Du willst Deinen Onkel besuchen?“

„Ja, und auch den alten Abbé Charles.“

Beide blickten einander einen Augenblick an.

„Ich begreife nicht,“ sagte er, „wie Du das Bedürfnis haben kannst, zu beichten.“

„Leider!“ antwortete sie.

„Und noch dazu einem fast tauben Priester!“

„Auch einem Schwerhörigen,“ antwortete sie, indem sie ihn wiederholt fest ansah, „kann man verständlich machen, was man ihm zu wissen thun will.“

„So gut als man ihn vorenthalten kann, was er nicht zu wissen braucht.“

„Das ist klar.“

Beide hatten in Rätseln gesprochen, aber keiner von ihnen hielt es für angezeigt, sich deutlicher zu äußern.

Sonntagsplauderei.

Gewöhnlich gab Benoit Gibourdel, wenn er den Besuch seiner Nichte erwartete, seinem Hause ein festliches Aeußere: das verfallene Gemäuer wurde aufgefrischt, der Düngerhaufen vor dem Stall zusammengereicht, das Hühnerhäuschen gereinigt, damit sie selbst hineingehen und sich Eier holen konnte und die Pfade, die durch den Obstgarten nach den Wirtschaftsgebäuden führten, frisch gefeiert; endlich erhielten auch Küche und Speisezimmer einen Ansehen von Reinlichkeit, den sie sonst nicht gewohnt waren, denn die Mägde kümmernten sich wenig darum. Wenn dann alles bereit war, erwartete Benoit „die Frau Notarin“ selbst am Hofthor, die Hände in den geräumigen Westentaschen, das Kinn frisch rasiert und an den Füßen frisch gewaschene Schuhe.

Diesmal aber fand Hortense das Hofthor nicht offen und der Onkel war nicht zu sehen. Ihr Kutscher mußte absteigen und das Pferd am Zügel hereinziehen. Auch auf dem schmutzigen Hofe war niemand zu erblicken.

Endlich erschien auf der Schwelle der Hausthür eine Magd, die sie nicht kannte; eine kräftige breite Person mit dreistem Blick.

„Ist mein Onkel krank?“ fragte Hortense.

„Er ist draußen im Garten und holt Salat für uns“.

Das war neu für sie, denn außer zum Karten- und Dominospiel pflegte Gibourdel sich sonst nie seiner Hände zu bedienen. Noch mehr erstaunte Hortense, als die Magd zum Kutscher sagte:

„Wenn Sie ausspannen wollen, so fahren Sie zu Pioche, neben der Kirche; dort werden Sie wohl auch ein Mittagessen finden.“

Hortense trat in die Küche ein, die sie noch unsauberer fand, als den Hof. Gleich darauf kam auch ihr Onkel, in seiner Blouse ein Bündelchen Vattich tragend; offenbar hatte er nicht die Zeit gehabt, sich zu rasieren und ordentlich anzukleiden.

Nach der ersten Begrüßung wandte er sich zur Dienstmagd, die den Salat reinigte, und fragte, ob sie nicht bald den Tisch decken werde. Allein er sprach nicht mit ihr in dem sonst gewohnten Befehlstone, sondern bittend, fast schüchtern, als handelte es sich um eine Gefälligkeit.

„Wir müssen doch Madame La Baupalière etwas zum Mittagessen vorsehen; sie hat vielleicht Hunger.“

„Sie wird schon etwas zu essen bekommen.“

„Hast Du recht Hunger, meine liebe kleine Hortense?“

„Gewiß, lieber Onkel.“

„Na, da hörst Du's ja, Philogene.“

„Nun ja, wünschen Sie mir einmal rasch den Tisch ab; dann bin ich um so rascher fertig.“

Wie ein gehorsamer Ehemann nahm Benoit Gibourdel den Wischlappen, den sie ihm hinreichte, und wuschte den Küchentisch ab, der es in der That sehr nötig hatte.

„Wir hatten nämlich gestern Wäsche zum Trocknen aufgehängt,“ sagte er zu seiner Nichte erläuternd, „die liegt jetzt im Eßzimmer, darum können wir nicht hinein.“

War es dahin mit ihm gekommen, daß er sich in der Küche abspülen ließ, er, der sonst, auch wenn er allein speiste, im Eßzimmer wie ein Souverän thronte.

Philogene deckte den Tisch, aber ohne eine Tischdecke aufzulegen, und nahm zum großen Erstaunen Hortenses an der Seite ihres Onkels Platz. Ehedem waren die Dienstboten geringer im Hause geachtet gewesen, als das Vieh! Hortense ließ aber weder ihre Verwunderung merken, noch versuchte sie es, die Magd einen Rangunterschied fühlen zu lassen, und als an Stelle des reichlichen Mahls, mit dem sie der Onkel ehedem zu bewirten pflegte, nur Eier mit Butter und Salat und statt Wein nur Apfelwein aufgetragen wurden, zeigte sie sich nicht im geringsten überrascht; sie erkannte die Thatsache an, daß die Dienstmagd, welche die Geliebte und Herrin geworden war, es einmal so haben wolle; dagegen war nichts zu machen.

„Liebst Du immer noch so die Eier?“ frug Onkel Benoit.

„Gewiß, lieber Onkel.“

„Dann nimm Dir doch eins,“ sagte er, ihr die Schüssel reichend.

„Ich nehme mir sogar zwei,“ antwortete sie lachend.

„Um so besser. Das freut mich, daß Du Deinen guten Appetit verwahrt hast; das freut mich wirklich sehr.“

Trotz dieser Freude war er nicht mehr so gesprächig wie ehedem; er schien gedrückt und verlegen.

Zum Glück war das frugale Mittagessen bald vorüber.

„Aber ein Gläschen Liqueur nimmst Du doch noch?“

(Fortsetzung folgt.)

Auf die grimmige, regenschwere Betrübnis der unselig melancholischen Maitage, wie sie uns bisher beschieden waren, ist endlich wirkliche Frühlingsheiterkeit eingekehrt. Freilich sollten wir sie nicht berufen. Noch zittert warme Feuchtigkeit in den Lüften, und allerhand verdächtiges Gewölle sammelt sich am mattblauen Himmel. Aber lustig ist inzwischen das fattere Grün überall hervorgezossen, und die Blütenkerzen der wilden Kastanie ragen aufrecht in die Höhe.

Jetzt wäre es im Tiergarten am schönsten zu Berlin. Noch sind Laub und Gezweig frisch und reinlich, noch ist der Boden feucht und die Staubmassen, die auf den endlos eintönigen Fahrstrahlen aufwirbeln, haben noch nicht, wie graue Verderber, sich über den Park gefenkt; und dichter wird der Rasen mit jedem Tag.

Aber leider sieht man jetzt auch ganz augenfällig, was an der Ursprünglichkeit des Wildparks verloren gegangen sei, insbesondere in den vorderen Partien, die der Stadt zugekehrt sind.

Wozu alte Klagen wiederholen? Biewohl alljährlich irgendwo der ständige Aufschrift erklingt: Berlin „m u ß“ die schönste der Weltstädte werden, weiß man doch, daß hier für Phantasie und Schönheit in Wahrheit nur ein dürre Boden zu finden sei. Als ob sich Liebe oder Schönheit erzwingen ließen! In der uniformen Korrektheit, im geradlinigen Straßenbild Berlins war der Wildpark vor dem Brandenburger Thor eine erquickliche Oase. Es gab Stellen, wo sich süßig verschlungene Partien, selbst malerisch lapidäre Naturscenerien fanden. Man hatte dem sonstigen reglementierten Wesen gegenüber die Empfindung: Hier sind die freien Schöhlunge der Natur mächtiger, als das scharfe Schutzmantelauge, das nur dann gerechte Labial empfindet, wenn alles hübsch übersichtlich in Reih und Glied aufgestellt ist.

Allein es scheint, das alles war einmal. Erst legte sich wie ein beengender Gurt das feinerne Tiergartenviertel um den Park; und jetzt, da das große Reinemachen erfolgt ist, sieht es aus wie in der Wohnung so mancher fanatischen deutschen Hausfrau, wenn um die Osterzeit der große Säuberungsprozeß begonnen hat. Man friert bei dem neuen Glanze. Es ist unwohllich vor lauter Reinemachen.

Man hat thätig ausgeholt, das muß man sagen. Wir wurden belehrt, so hätte es das forstliche Interesse geboten; es wäre im Tiergarten zu düster, feucht und modrig geworden. Man hätte Raum für Licht und Luft schaffen müssen. Der Laienverstand hat sich dem Diktat zu fügen; bei uns mehr wie anderswo; und so fügte sich denn auch die Stadt; geduldiger als in der Affaire des Friedhofes für die Märzgefallenen, in der sich dennoch wieder, wenigstens bei den Stadtverordneten, kräftigere Energie regte.

Gewiß wird es stimmen, daß der alte Park in manchen Teilen einer sorgemäßen Kur bedurft hat. Aber mußte es gleich eine Kur à la Doktor Eisenbart werden? Mußte der junge Thatendrang sich an allen Stellen auf einmal und gleichmäßig regen? Mußte der Undisziplin widerer Natur so gründlich der Garau gemacht werden, daß jetzt der Tiergarten in seinen östlichen Teilen beinahe so aussieht, wie ein künstlicher Garten aus der pappenen Spielschachtel eines Kindes? Disciplinirt ist es geworden. Das muß man bekennen; und durchscheinend ist der ganze Gair. Der vordringende Blick wird nicht ernstlich gehemmt, glatt und sauber und in respektvoller Entfernung von einander, wie sich's gebührt, steht Baum an Baum da, einer wie der andere. Wenn einer auf den grotesken, ja freverlichen Gedanken käme, sich unter einem Baum in den Rasen zu strecken, in dem mauerlichen Park würde ihn nichts, rein nichts hindern. Kein ungehöriges Unterholz, kein Farvenkraut, kein geil parasitäres Gewächs; wie ein sauber gepunkteter Kofhstrom sieht der schlanke Stamm an seinem unteren Ende aus.

Man hat sich bei uns an so viel schürgerade Regelmäßigkeiten gewöhnt, daß man mit dem polizeifromm modernisirten Tiergarten sich wohl auch befreunden wird; zumal man nun wohl besser sich setzen lassen kann und auf den Promenaden gesehen wird. Und welche Promenaden! Wie sind sie ordnungsgemäß gehalten und gepflegt. Auch auf ihnen stört keine überwuchernde Naturwildheit mehr. Wenn aber ein behagliches Philisterium im gezähmten sauber gegliederten und eingeschnürten Park sich heimlich gefühlt hat, dann wird es mit der Verheißung, neu aufzuforschen, wohl auch vorbei sein, und die gründliche Umwandlung des Wildparks in ein baumbeständenes „Promenoir“ der Stadt, in viele uniforn gegliederte, langgestreckte Promenadengänge mit verlorenem Waldcharakter wird vollzogen sein. Schönheitsbedürfnisse, unbeengte Phantasie, was sollen die uns auf einem Plage, wo Kunstübung selbst zu lehrhaft historischen Zwecken gehandhabt wird und wo, wie in der Siegesallee, aus grüner Umrahmung weiße Denkmäler hervorguden und dynastische Loyalität predigen?

Am Rand des Tiergartens, in Ballots Haus, da hat man andere Schmerzen. Ob verkümmerte, ob freie sommerliche Pracht sich entsalte, dort hat man nur eine Sehnsucht: hinaus, verlag die Arbeit bis zum Herbst. Verdrossene Mähen werden die Reichstagsverhandlungen auch nicht beleben und das weite Publikum gewiß nicht elektrifizieren. Verdrossene oder überhastete Arbeit trägt auch keine Gewähr in sich. Wie in der Landtagskammer kann mehr die tollsten reaktionären Vochsprünge überraschen, so wollen im Reichstag selbst die Stummstern und Mindowströmschen Glut- und Eiser-Predigten nicht mehr verfangen. Ihre Einformigkeit belustigt nicht mehr. Sie üben die Wirkungen etwa, wie ein fortdauernder Land-

regen, der im gleichen Eimerlei an die schwitzenden Fensterscheiben Haßsch.

Im Gleichmaß der trockenen Dinge konnte das Draufgängertum des vielgenannten Grafen von Klein-Tschirne einigen Spaß machen. Es war gut, daß man dem Grafen Büdler die tobende Schimpf-Freiheit nicht benahm. Durch ihre Verfolgung werden gewisse Erscheinungen erst ernst genommen. Keist, Graf Büdler mußte straffrei ausgehen. Das war man schon den deutschen Witzblättern schuldig, die unter unieren zähflüssigen politischen Zuständen und unter allerlei staatsanwaltschaftlichen Empfindlichkeiten auf lauge Kost gesetzt sind. Eifernde Kapuzinaden soll man nicht unterwerfen. Vielleicht wird Graf Büdler zu Klein-Tschirne sich zu neuem bersekerhaften — Berede rüsten, wenn er einmal recht tapfer gekriechelt hat. Seinen Getreuen wird dann eine Nachacht, der übrigen Welt robuste Komil bereitet. So lange die Sache halbwegs noch den Reiz der Neuheit hat. Leider erschöpfen sich alle Berseker bald, und seien sie zu Anfang noch so grotesk in ihrem Numoren. So kann es dem Grafen mit der stürmenden Empörung in der rauhen Männerbrust ebenfalls ergehen. Witzblatt-Popularität verbürgt kein dauerndes Leben. Wie man jäh in aller Mund ist, so rasch wird man vergessen.

Wie rasch und wie leicht wird doch heutzutage ein Name bekannt und gefällig. Eine donquixotische Anwendung, und die Welt wird aufmerksam. Eine Kraftmeierei, die außer Wand gerät, und man ist in seiner Art eine „Tagesgröße“. Man hat „Aufsehen“ gemacht. Tugendende von geplagten, schwügenden Menschenhäuptern mögen über tiefgründigen Problemen sinnen und grübeln, künstlerisches Genie mag insität für seine Phantastiegebilde eine Gemeinschaft suchen: sie bleiben nicht selten Prediger in der Wüste. Anerkannt bleibt ihre Sehnsucht, ungehört bleibt ihre Sprache. Der Kärn aber, und wäre es der trivialste und absurdeste, bleibt Sieger. Das Widersinnige selbst, heftig vorgebracht, kann weite Kreise zum Aufhorchen zwingen. Für ein Weichen wenigstens. Was dem Nachdenklichsten nicht gelingt, das gelingt dem Unbedenklichen ohne Mühe. Durch diese Ironie der Dinge gelangt ein Mann, wie der polternde Herr von Klein-Tschirne zu seinem komischen Heldentum auf Zeit, bis er wiederum einmal durch einen lungenkräftigeren Mann und rabiatere Geist abgelöst wird. Auch diese Ergötzlichkeiten werden schnell verbraucht; und die zeitungslesende Welt ist undankbar. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

— Ein Spital für Zeitungen. Es giebt Spitäler für Männer, für Frauen und für Kinder, ja selbst für Hunde, Katzen, Pferde und andere Haustiere, aber ein Spital für Zeitungen will uns etwas ganz ungläubliches dünken. Und doch besteht eine solche Anstalt in Paris, und nicht nur eine, sondern sogar mehrere. Befindet sich eine Zeitung wegen Mangels an Abonnenten in so schwindstüchtigen Zustand, daß sie kaum mehr Athem schöpfen kann und nur noch dem Titel nach existiert, so geht sie ins Spital, in eine Art Heilanstalt, mit noch anderen Schicksalsgenossen und vegetiert dort weiter. Ihre Nahrung besteht alsdann in der allgemeinen Menage, die von einem oder zwei Redacturen gebraut wird, die ebenso abgezehrt sind, wie die von ihnen redigierten Zeitungen. Thatsächlich wird, wie die „M. A. Z.“ nach der „Tribune de Genève“ erzählt, für alle diese Zeitungen der gleiche Text verwendet; sie werden auf der gleichen Presse gedruckt und unterscheiden sich nur durch die verschiedenen Titel. Diese Journale werden den wenigen treugebliebenen Abonnenten und den alten Kunden zugesandt, die aus Gewohnheit oder Unwissenheit dem Blatte, das einmal bessere Zeiten gesehen hat, nach wie vor ihre Inserate anvertrauen. Solchermaßen wird das ehemalige Schlachtross an der Invalidenranke gesittet bis zu dem Tage, an dem irgend ein Abgeordneter oder ein Staatsmann ein schon bekanntes Blatt zum Organ für seine Intentionen braucht, die eine oder andere der invaliden Zeitungen von ihrer Krippe losmacht, sie wieder in die eigene Druckerei mit eigener Redaktion zurückbringt und ihr mit Hilfe von Millionen neues Leben einhaucht. Manchmal ist die Auferstehung eine vollständige und die alte Garde kann noch eine glänzende Laufbahn machen. Meistens jedoch geht das Blatt, wenn der Staatsmann gefallen ist oder sein Ziel erreicht hat, und die Subsidien nicht mehr fließen, wieder in Pension. Das nennt man Zeitungs-Spital. —

1. Ein Niese wurde in der letzten Sitzung der „Académie de médecine“ von Dr. Lucas-Championnière vorgestellt. Es ist ein Kranker aus seinem Hospital, der eine Höhe von 2,03 Meter erreicht hat. Der Mann ist Tischenspieler von Beruf und zur Zeit 27 Jahre alt. Sein Vater war, wie aus Dokumenten hervorgeht, noch größer als er, genau 2,33 Meter lang. Seine Mutter war kaum mittelgroß, eher klein. Er ist der jüngste von 12 Kindern. Besonders merkwürdig ist, daß der junge Mann, namentlich nach dem Reifealter, rasch wuchs. Er fühlte sich zeitweilig sehr schwach, war bettlägerig, und wenn er sich nach einigen Tagen wieder kräftiger fühlte und aufstand, konstatierte er, daß er um mehrere Centimeter gewachsen war. Als er beim Militär eintrat, maß er 1,89 Meter, nach Beendigung der Dienstzeit, also drei Jahre später, 1,94 Meter. Er wächst auch heute immer noch. Der Mann leidet außerdem an einer Knochenkrankheit, einer Art Verkrümmung der Krutze, die seine Ueberführung ins Krankenhaus notwendig gemacht hat. —

Kulturgeschichtliches.

gk. Alte Haushaltungstafeln im Germanischen Museum. Die heutige Hausfrau hat oft vorgegedruckte Haushaltungsbücher, in denen die Ausgaben nach den verschiedenen Kategorien eingetragen werden, so daß am Ende des Jahres leicht eine Uebersicht möglich ist, was für Fleisch, Brot, Gemüse, Milch etc. ausgegeben ist. Die Vergangenheit hatte dafür ein anderes Hilfsmittel: gemalte Holztafeln verschiedener Art. Das Germanische Museum in Nürnberg besitzt drei solche — zwei für die Küche, die dritte zum Aufschreiben der Wäsche — die in dem letzten Heft der Mitteilungen dieses Museums von Hans Bösch beschrieben und abgebildet werden. Dieselben sind einfach aus einem Brett aus weichen Holz ausgeschnitten, so daß oben noch ein Ansatz blieb, der durchbohrt wurde, so daß die Tafel aufgehängt werden konnte. Die Tafel war schwarz angestrichen und durch senkrechte und wagerechte mit Zimboer angeführte Linien in eine Reihe von Feldern geteilt. Die erste Reihe dieser Felder wurde dann mit Wäscheputzen oder Wiktualien bemalt. In die zweite Reihe wurde die Stückzahl der Wäsche oder die Bezeichnung für Lebensmittel eingeschrieben. Gewöhnlich waren wie auf der ältesten Tafel des Germanischen Museums zwei solche Doppelreihen auf einer Seite der Bretter angebracht; die Bretter wurden auch auf beiden Seiten bemalt. Die erwähnte Tafel hat eine Höhe von 67,5 Centimeter und eine Breite von 38,8 Centimeter. Die Lebensmittel, die in die 24 Felder eingemalt sind, sind nicht ungeschickt, teilweise recht charakteristisch ausgeführt. Die beiden ersten Felder oben enthalten die einzelnen Stücke von Ochsen- und Kalbsfleisch, Schlegel, Rippenstücke, Lunge, Lenden, Nieren, Junge usw. Dann folgen in ähnlicher Weise in den einzelnen Feldern Schwein, Gans und Ente, Ochsenfüße und Ochsenmaul, letztere mit danebenhängender Essigs- und Delfische, ferner in der zweiten Reihe allerlei Fische, Wild, zahmes Geflügel, und im letzten Felde Schwämme, Himbeeren, ein Kübel Schmalz und dergleichen. Auf der Rückseite wird die Reihe der Lebensmittel fortgesetzt; diese stammen fast ausschließlich aus dem Pflanzenreich und sind von großer Mannigfaltigkeit. Das letzte Feld der Seite füllt einiges stüchengerät, ein hölzerner Kochlöffel, Besen, Kienholz, Schwefelsäben, Feuersteine und Zubehör. Ein Handschuh von Kettengeflecht zum Putzen des Geschirrs bildet den Schluß. Auf der zweiten, nur ein wenig größeren Küchentafel, die etwas anders eingeteilt ist, und noch mehr Fächer (30) aufweist, finden sich im ganzen dieselben Lebensmittel aufgezählt. Ihre Malerei ist weniger gut. Sie dürften beide dem 17. Jahrhundert angehören und Nürnbergischen Ursprungs sein. Die dritte Haushaltungstafel ist eine Wäschetafel, die aus einem ziemlich dünnen Brett nicht gerade sorgfältig ausgeschnitten ist. Sie ist vielseitig bemalt, die Streifen mit den Zeichnungen sind doppelt so breit wie die für die Notizen; die Querstriche fehlen. Bett-, Tisch- und Handtücher, Frauen-, Männer-, Kinderhemden, Herrentragen, Krausen, Hals- und Brusttücher, Handschuhe sind auf der einen Seite, Vorhänge, Kissenüberzüge, Schürzen, Strümpfe, Hauben, Leibchen, Kinderwäsche auf der anderen Seite eingezeichnet. Die Tafel ist 54,5 Centimeter hoch und 28 Centimeter breit; die Malerei ist handwerksmäßig, sie dürfte dem Ende des 17. Jahrhunderts entstammen. Ueber das 16. Jahrhundert lassen sich diese Haushaltungstafeln nicht verfolgen, aus diesem aber liegen verschiedene Nachweise vor. Es scheinen aber doch mehr einzelne gewesen zu sein, die sie benutzten; eine allgemeine Verbreitung scheinen sie nicht gehabt zu haben. Alle bekannten Tafeln stammen aus Süddeutschland. —

Aus dem Tierleben.

ss. Aus dem Leben der Seehunde auf den Fro-Inseln, die vor dem Drontheim-Fjorde liegen, erzählt ein Mitarbeiter der „Revue scientifique“ mancherlei Bemerkenswertes. Auf der kleinen Inselgruppe findet jährlich einmal eine große Versammlung von Seehunden, und zwar der Art Halichoerus grypus, des grauen Seehundes, statt. Um die Mitte des Monats September sieht man sie aus Süden herankommen. Ist auch ihre Zahl durch die Jagden schon stark zusammengeschnitten, so wurden bei einer Zählung im Jahre 1880 immerhin noch 5—600 graue Seehunde auf den Fro-Inseln festgestellt. Der Besuch des Landes um jene Jahreszeit hat natürlich einen bestimmten Zweck, den der Fortpflanzung, denn in den letzten Tagen des September oder spätestens bis zum 15. Oktober erbliden die jungen Seehunde das Licht der Welt, wozu sich die Weibchen auf das feste Felsgestade zurückziehen. Ist das Wetter schlecht und der Seegang hoch, so müssen sie sich schon ziemlich hohe Klippen auswählen, damit ihre Jungen vor den brandenden Wogen gesichert bleiben. Bei schönem Wetter bleiben sie auf den niederen Felsen, und tritt dann plötzlich ein Sturm ein, so finden viele der eben geborenen Seehunde ihren Tod in den Wellen. Die Kleinen haben zuerst einen weißgelben Pelz, auf dem sich nach etwa einer Woche die ersten schwarzen Haare zeigen, zunächst an den Pfoten und als Schnauzhaar. Schon nach 3 Wochen sieht sie einen zweiten Pelz an, der in der Färbung recht veränderlich ist, sich aber stets von dem des ausgewachsenen Seehundes unterscheidet. Während der ersten 3 Wochen rührt sich der junge Seehund nicht vom Fleck; wenn er nicht schläft, faugt er an der Mutterbrust. Erst nachdem er seiner wolligen Pelz verloren hat, fängt er an, sich zu bewegen. Dann besitzt er schon ein ganz respektables Gewicht, denn durch die nahrhafte Milch nimmt er in den ersten Wochen jeden Tag 2 bis 3 Kilogramm

zu, so daß er nach 3 Wochen schon 65 bis 95 Pfund wiegt, wobei nur 25 bis 35 Pfund auf das Fleisch und das ganze übrige Gewicht auf das Fett zu rechnen sind. Der für den Winter aufgespeicherte Fettvorrat ist oft noch bedeutender und für das Tier von größter Notwendigkeit, denn den Winter über bringt es im Wasser zu, das alsdenn beständig kälter ist als die Körperwärme, die der Seehund sich erhalten muß. Die Fettschicht muß ihm dann als Heizmaterial dienen, wozu sie durch ihre schlechte Wärmeleitungs-fähigkeit sehr geeignet ist. Die jungen Seehunde müssen aber, ehe sie den festen Boden endgültig verlassen, natürlich zuerst schwimmen lernen, und das ist nicht ohne Gefahr für sie. Nicht als ob sie Gefahr liefen zu erlaufen — dazu ist ihr ererbtes Schwimmtalent zu groß — aber sie können durch eine lädliche Welle oder durch einen Jäger von ihrer Mutter getrennt werden, und dann gehen sie rettungslos zu Grunde, da sie den selbständigen Nahrungserwerb noch nicht gelernt haben. Es trifft sich unglücklich für diese Tiere, daß die schwerste Lehrzeit ihres Lebens mit dem Beginn des Winters zusammenfällt, und dazu kommt noch der Mensch als der gefährlichste Gegner. Die Seehundsjagd beginnt auf den Fro-Inseln mit dem Oktober. Die Jäger kommen mit großen Stöden und töten die jungen Seehunde mit einem derben Schlag auf die Nase. Die arme Inselbevölkerung betrachtet das thranige Fleisch in frischem Zustande als Nahrungsmittel, während der reichliche Speck eingelassen und für eine spätere Verwendung aufbewahrt wird. Durchschnittlich werden jährlich 50 bis 100 Seehunde auf jenen Inseln erschlagen, daneben wohl auch einige erwachsene; da nun kaum mehr als 100 jährlich geboren werden, so muß die Zahl allein durch die Verfolgung seitens des Menschen stetig abnehmen. Die Jungen, die der großen Nebelei entgehen, retten sich auf die entlegensten Klippen und Inselchen und schlagen sich dort schlecht und recht durch die Unbilden des Winters durch. Nur zur Zeit der Ebbe haben sie Ruhe, bei Flut und bei stürmischem Wetter reißt sie die Woge in das Wasser hinab, in dem sie sich aber schon ziemlich wohl fühlen und sogar zu schlafen vermögen. Die Seehunde nähren sich bekanntlich von Fischen, die sie aus sehr großer Tiefe heraufholen. Der Beweis für die außerordentliche Taucherkunst selbst junger Seehunde ist durch die häufig beobachtete Thatsache geliefert, daß man die Tiere an Angelhaken aus 70 bis 80 Faden hinauf gezogen hat, auch gehören die Fische, die man ihnen gelegentlich abjagt, stets zu solchen Arten, die in größeren Tiefen leben. Ihre Lieblingspeise bilden die Riesen-schollen oder Pfeidezungen, die gelegentlich eine außerordentliche Größe und ein Gewicht bis zu 4 Centnern erreichen. Ein ausgewachsener Seehund wiegt selbst bis zu 6 Centnern, wovon etwa ein Drittel auf das Fett kommt, die Weibchen bleiben im Gewicht dagegen etwas zurück und magern besonders während der Säu-gezeit ab. —

Aus der Pflanzenwelt.

ie. Eine botanische Riesen-gattung, freilich nur ihrem systematischen Umfange nach, ist die bekannte Moos-gattung *Fissidens* (Spatajn). Der amerikanische Botaniker Salmon hat es neulich in den „Annals of Botany“ unternommen, die geographische Verbreitung dieser einen Moosart festzustellen. Die Zahl ihrer Arten beläuft sich danach auf nicht weniger als 442, die auf allen Erdteilen zerstreut sind. In Europa finden sich 32 Arten, weniger als in irgend einem anderen Erdteile, während Afrika die größte Mannigfaltigkeit in dieser Beziehung aufweist und die Heimat für 159 verschiedene *Fissidens*-Arten bildet, von denen 140 nirgends anders vorkommen als im Schwarzen Erdteile. Ferner finden sich in Asien 92, in Nordamerika 74, in Südamerika 118 und im Gebiete des Stillen Oceans 60 Arten jenes Mooses. Angesichts dessen kann man es begreifen, daß sich manche Botaniker fast ausschließlich mit der Sammlung und Untersuchung von Moosen abgeben, da ihnen eine einzige Art eine derartige Fülle von Stoff bietet. —

Technisches.

— Die Telegraphie ohne Draht. Der „Frankfurter Ztg.“ wird aus London geschrieben: Der erste Elektriker der englischen Postverwaltung, W. H. Preece, hielt unlängst einen Vortrag über Telegraphie ohne Draht, für die er die Bezeichnung „ätherische Telegraphie“ wählte, weil der Aether dabei das Medium bilde. Er erinnerte daran, daß bereits im März 1895 der erste praktische Versuch mit der drahtlosen Telegraphie gemacht sei. Damals sei das Kabel, das die Insel Mull mit dem schottischen Festlande verbindet, zerrissen, und da es einige Zeit gedauert hätte, bis es möglich gewesen wäre, das Kabelschiff dorthin zu bringen, habe man für die drei englische Meilen lange Strecke zwischen den beiden Meeresküsten durch „ätherische Telegraphie“ eine Verbindung geschaffen, und Telegramme aller Art, auch Zeitungs-Telegramme, seien auf diese Weise befördert worden, bis das Kabel repariert war. Im Jahre 1896 sei das Fort auf der Insel Flatholm im Kanal von Bristol im Auftrage des Kriegsministeriums mit Lavernod bei Cardiff durch ein Kabel verbunden worden. Die häufig dort vorüberfahrenden und ankern-den Schiffe hätten aber das Kabel bald zerrissen, und darnach habe man 1898 dieses Kabel durch ätherische Telegraphie ersetzt. Diese sei seitdem ununterbrochen im Betriebe und habe immer tadellos funktioniert. Inzwischen habe Marconi seine bekannten Versuche gemacht, und er (Preece) selbst habe diese geprüft, und auf Grund dieser Prüfung habe er der englischen Postverwaltung

günstig darüber berichtet. Nun habe eine „Wireless Telegraph Company“ sich die Dienste Marconis und seine Erfindungen gesichert und zunächst die Erlaubnis bekommen, die Insel Sad mit Guernsey zu verbinden, die englische Postverwaltung wolle dann auf Sad ein Telegraphenamt eröffnen. Zugleich wurde dieser Gesellschaft von den englischen Behörden vorgeschlagen, das South Sand Head-Leuchtschiff mit Dover zu verbinden. Keine dieser gewünschten Verbindung sei aber hergestellt worden. Statt dessen experimentiere die „Wireless Telegraph Company“ anderswo, um, was schon bewiesen sei, die Möglichkeit des Telegraphierens über den Kanal weg und auf größere Entfernungen hin zu beweisen. Die drahtlose Telegraphie habe ihren bedeutenden Wert für die Verbindung mit Leuchtschiffen, Leuchttürmen und für die Schifffahrt überhaupt und im besonderen für die Zwecke der Marine und des Militärs. Aber für weitere Entfernungen habe sie noch keinen praktischen Wert. Ein einziges Kabel zwischen England und Frankreich könne ohne Schwierigkeit 2500 Worte in der Minute befördern, die Marconische Telegraphie dagegen nur 20 Worte in der Minute. Man habe geglaubt, daß infolge der Marconischen Erfindung bald die Telegraphenstangen und die Drähte verschwinden würden, die unsere Städte verunzieren, gegenwärtig sei jedoch noch nicht daran zu denken, daß auch nur ein Draht verschwinden würde. Die drahtlose Telegraphie könne unser gegenwärtiges System ergänzen, aber es noch nicht ersetzen. —

Humoristisches.

— Ein guter Kerl. In einem Dorfe wird ein Wunder der Neuzeit in Gestalt eines Phonographen vorgeführt. Das ganze Wirtshaus ist angefüllt mit Zuhörern, welche die Vorstellung mit weit aufgerissenen Augen verfolgen. Da springt plötzlich gegen Ende der Produktion der Stoffelbauer Sepp auf die improvisierte Bühne und schüttet seine volle Maß in den weit gährenden Schalltrichter des Wunderliedes. „Gel, armer Kerl,“ sagt er, „den ganz'n Abend singe, pfeife und blas'n, dös derst schon; aba daß D' an' Durst aa' hab'n kunnst, um dös künnt sich kein Mensch!“ —

— Dackisch-Wunsch. „... Und mein sehnlichster Wunsch wäre, daß ich nach meiner Hochzeit eine Reise um die ganze Welt in einem Tunnel machen könnte!“ —

— Immer im Verfa. Frau eines Postbeamten (zu ihrem Mann): „August, deut Dir nur, bei Schulzes ist heut' der sechste Junge angekommen!“

Mann: „Nun, was geht das uns an? Das ist eigene Angelegenheit des Empfängers!“ —

(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

a. „Ins Land der Mitternachts-sonne“. Tagebuch eines Malers, ist der Titel eines Werkes von Professor Kallmorgen (Karlsruhe), das demnächst erscheinen soll. Kallmorgen schildert, wie die „Kunstchronik“ erzählt, in Wort und Bild seine Reise nach Norwegen und Spitzbergen. Das Werk enthält mehr als neunzig Künstler-Lithographien, die nach Zeichnungen und Oelstudien des Künstlers — darin liegt der besondere Wert des Buches — von ihm selbst angefertigt sind. Spitzbergen ist in zahlreichen Blättern geschildert. Das Werk wird in der Kunst-druckerei des Künstlerbundes Karlsruhe gedruckt. —

— Die Eröffnung der Berliner SeceSSIONS-Ausstellung wird erst nach Pfingsten erfolgen können. —

— Frau Käthe Kollwitz hat für den Adler-Elyus „Ein Weberaufstand“ auf der Dresdener Kunstausstellung nicht, wie erst gemeldet, die silberne, sondern die kleine goldene Plakette erhalten. Der Elyus wurde ferner auf der Wiener SeceSSIONS-Ausstellung für die Kupferstich-Sammlung der Wiener Hofbibliothek angekauft. —

— Der bekannte schwedische Bildhauer Haglstedt in Kopenhagen, der soeben eine große künstlerische Arbeit beendet, hat Selbstmord begangen. —

— Eine neue Nordpol-Expedition wird nach der „Birmingham Post“ gegenwärtig von einem kanadischen Offizier, Kapit. Verner, organisiert. Er will Russens Erfahrungen für seine Reise benutzen. Nach seinem Plane will er durch die Behring's-Meerenge die sibirische Küste hinansgehen und sich dort dem arktischen Strome überlassen. —

t. Ein „Sonnenheim“ für Kinder, einen völlig aus Glas gebauten Pavillon zur Aufnahme kranker Kinder, hat die städtische Verwaltung in New-York in Verbindung mit dem Bellevue-Krankenhaus eingerichtet. —

— Dunkel gerösteter Kaffee wirkt direkt gesundheits-schädlich, da er durch das Brennschwerden Venten mit schwachem Magen Sodbreimen und Blähungen verursacht. Abgesehen davon verliert auch der Kaffee sein charakteristisches Aroma. Es sollte darum, schreibt die Zeitschrift „Mutter Erde“, allgemeine Regel sein, nur „hellen“ Kaffee einzukaufen. —

— Unlänglich der in Como am 20. Mai stattfindenden Volta-Feier wird von Telegraphenbeamten aus allen Ländern ein Preis-Telegraphieren veranstaltet. —